



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Mehring, Franz: Sozialistische Chronik.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

altväterliches Käppchen ein, welches sie gar nicht kleidet; sie bemüht sich, eine verständige, erfahrene Miene anzunehmen, unter der ihre jugendliche Unbedachtsamkeit gar zu leicht hervorleuchtet, und es wäre ein ewiges Spektakel, wenn diese junge Frömmigkeitslehrerin noch wieder zu einer muntern Modeschönheit würde!"

Sozialistische Chronik.

Noch immer ist es eine wenig erquickliche Arbeit, die Spuren der sozialdemokratischen Bewegung in den Geleisen der Tagesgeschichte zu verfolgen. Sie triefen von Leidenschaft, Thorheit, Unverstand und kreuzen sich in immer hoffnungsloserer Verwirrung. Weiter und weiter von den Pfaden moderner Bildung und Kultur tobt die wilde Jagd, aber fast in gleichem Grade schwillt der Todtentanz an, den sie im Strudel einer gewissenlosen Demagogie nach sich schleppt. Fast ist schon die Hälfte verfloßen von jenem Triennium, das uns am 10. Januar 1877 zur Besserung, Buße, Reue gegeben wurde, aber leider ist noch kein Zweifel daran gestattet, daß die drohende Springflut immer höher an den Wällen emporleckt, welche eine tausendjährige Kultur gegen das moderne Barbarenthum schützen. Und welches Recht haben wir schließlich, die Armen im Geiste zu tadeln, daß sie sich mit rückhaltlosem Fanatismus in einen breit wallenden Strom werfen, welcher sie zu noch nie entdeckten Küsten irdischer Glückseligkeit zu tragen verspricht, wenn wir einen Theil der berufenen Wächter unserer nationalen Güter, Geistliche und selbst Gelehrte, ihre mit den bunten Farben der Eitelkeit und Großmannsucht bewimpelten Schifflein denselben Wellen anvertrauen sehen? Solch Schauspiel kann nur Deutschland einer spottenden und staunenden Welt geben; dem Volke der Denker und Dichter ist das trostlose Schicksal beschieden, bis zur Hefe den Taumelketch der großen Thorheit des neunzehnten Jahrhunderts zu leeren.

In den beiden letzten Monaten hat die staatssozialistische Agitation, deren Anhänger an dieser Stelle bereits geschildert sind, ihr Unwesen fortgesetzt. Wohlgemerkt, um einen Irrthum auszuschließen, den geflissentlich zu nähren die Wortführer dieser neuesten Demagogie sich die größte Mühe geben, gar Niemand denkt daran, ihnen auch nur einen Strohhalm in den Weg zu legen, wenn sie wissenschaftliche Probleme wissenschaftlich diskutieren wollen; diese Absicht könnte nur durchaus mit Freuden begrüßt werden, denn nichts ist nothwendiger und wünschenswerther, als daß allseitig vollkommene Klarheit über die Grundveste unserer wirtschaftlichen Ordnung herrscht; verträge sie

diese Feuerprobe nicht mehr, dann freilich läge der Verdacht nahe, daß sie in ihrem innersten Kerne verfault sei. Allein gerade eine ernste und sachliche Diskussion ist es, welche die Gelehrten des „Staatssozialist“ mit seltener Beharrlichkeit vermeiden; ihr Organ weiß zwar die zustimmenden Aeußerungen irgend welcher unbekannter Winkelblättchen regelmäßig zu entdecken und zu registriren, allein noch hat es keine Neigung oder Zeit gehabt, sich mit den schwerwiegenden Bedenken auseinanderzusetzen, welche die leitenden Blätter aller Parteien einschließlich der „Kreuzzeitung“ gegen das Treiben seiner Patrone geltend gemacht haben. Jene Unfehlbarkeit, welche leider in gewissen Kreisen der protestantischen Geistlichkeit eine unerfreuliche Heimstätte gefunden hat, ist die Signatur dieses Sozialismus, wie sich ja überhaupt die Extreme auch darin berühren, daß aller Sozialismus einen unausrottbaren Hang hat, infallibel zu sein. Konzedirt doch Pastor Todt in der eben erschienenen zweiten Auflage seines Buchs über den „radikalen deutschen Sozialismus“, gewissermaßen der staatssozialistischen Bibel, nicht einmal so viel den Gewohnheiten profaner Schriftstellerei, daß er die zahlreichen, thatsächlichen Unrichtigkeiten berichtet, welche die Kritik ihm nachgewiesen hat; weiß er doch nur wieder und wieder mit einer weniger überzeugenden, als salbungsvollen Zuversicht zu wiederholen, daß die Prinzipien der deutschen Sozialdemokratie „evangelische, göttliche Wahrheiten“ enthalten! Allerdings um diskutiren zu können, muß man einigermaßen wissen, was man will und in diesem Betrachte stehen die Staatssozialisten noch unter den Sozialdemokraten, die denn doch nicht allein die Arbeiter gegen die bestehenden Zustände aufhezen, sondern auch ein Universalheilmittel fix und fertig in der Tasche zu haben glauben. Bestimmte Grundsätze zu entdecken, welche der „Staatssozialist“ verkündet, ist eine baare Unmöglichkeit; konsolidiren sich seine allgemeinen, mit mehr oder minder Geschick der kommunistischen Agitation nachgebildeten Phrasen und Schlagworte einmal in etwas kompakterer Form, so weiß er doch wie ein Kal der Hand zu ent-schlüpfen, die ihn zu halten sucht und will regelmäßig nichts gesagt haben. Das einzige, was ihm bisher zu „destilliren“ und zu „klären“ gelang, ist ein Programmwurf für eine christlich-soziale Arbeiterpartei, der aus einzelnen Forderungen des liberalen, katholisch-sozialen und sozialdemokratischen Programms nothdürftig zusammengestückt ist, von irgend einem einheitlichen Gedanken nicht getragen wird und von Neuem auf das Leicht- und Unfertige der ganzen Agitation ein schlagendes Licht wirft. Ein Hauptgewicht scheint auf die Gründung von Fachgenossenschaften, reaktionären Pendant zu den fortschrittlichen und sozialdemokratischen Gewerksvereinen gelegt werden zu sollen; man traut seinen Augen nicht, wenn man in einem Athemzuge den heilsamen Werth solcher Genossenschaften preisen und zugleich die schreckliche Nichtsnutzig-

keit des Liberalismus verurtheilen hört; als ob es irgend jemand anders, wie die liberalen Parteien gewesen wären, welche den Arbeitern das Koalitionsrecht erkämpft hätten, allerdings nicht für die demagogischen Zwecke, zu welchen es leider von mehr als einer Seite mißbraucht worden ist oder mißbraucht werden soll.

Nicht also darin, daß sie wissenschaftliche Probleme wissenschaftlich diskutirt und dabei vielleicht zu sozialistischen Konsequenzen kommt, sondern gerade darin, daß sie dies nicht thut, vielmehr aus ganz unklaren Motiven für ganz unklare Zwecke unter den Arbeitern Haß, Neid, Zwietracht säet, liegt das unendlich Deprimirende und Verwerfliche der staatssozialistischen Bewegung. Erfreulicher Weise denken die Gelehrten, welche anfangs dem „Staatssozialist“ ihre Mitarbeiterschaft zugesagt hatten, vornehm genug, um sich möglichst von dem agitatorischen Treiben fernzuhalten. Scheel und Wagner betrachten nach eigener Erklärung das Blatt nur als bequeme Ablagerungsstätte sozialpolitischer Gedankenspäne und verwahren sich ausdrücklich dagegen, mit seinen eigentlichen Tendenzen etwas zu schaffen zu haben; Samter hat sich ganz losgesagt, seitdem der „Staatssozialist“ anfang, auch eine frische, fröhliche Judenhatz zu seinen welterslösenden Aufgaben zu zählen; begleitet von einigen höhniischen Glossen über den „jüdischen Banquier“, schüttelte er den Staub von seinen Füßen und siedelte zur sozialdemokratischen „Neuen Gesellschaft“ in Zürich über. So sind es denn jetzt vornehmlich zwei Geistliche, welche an der Spitze des Staatssozialismus stehen, Herr Todt als Generalstabschef, welcher die Theorie besorgt, soweit von Theorie überhaupt die Rede sein kann, und Herr Stöcker als Feldhauptmann, welcher die Schlachten mit der Sozialdemokratie schlägt.

Die Sozialdemokratie stand der neuen Konkurrenz um die Gunst der Arbeiter von Anfang an ziemlich harmlos und heiter gegenüber. Wenn sie sich auf etwas versteht, so sind es die Leidenschaften der Masse und sie sah mit mathematischer Sicherheit voraus, daß der Wind, der da gesäet wurde, einmal mit Sturmesgewalt ihre eigenen Segel schwellen würde. Vor Allem bequem kamen ihr die öffentlichen Disputationen, zu welchen die Gegner herausforderten; nichts ersehnt sie so sehr, als solche Schauspiele, welche ihre Anhänger fesseln und interessiren, die sonst auch bei der größten Begeisterung und Geduld auf die Dauer auffässig werden, wenn sie immer nur dieselbe Litanei nach derselben Melodie von denselben Agitatoren hören. Kein größerer Gefallen — man kann es nicht zu oft wiederholen, da in dieser Beziehung noch immer die heillossten Illusionen umlaufen — kann den „Führern“ der sozialdemokratischen Partei geschehen, als wenn sich Gegner mit ihnen in öffentliche Redehülsen vor großen Volksversammlungen einlassen. Sie wissen, daß bei solchen Gelegenheiten wegen der Allgemeinheit der Themat, der Kürze der

Zeit und der meist geringen Bildung der Hörer eine sachliche Diskussion fast immer unmöglich ist; sie wissen, daß gemeiniglich derjenige Redner Oberhand behalten wird, welcher über den größten Vorrath geschickt formulirter Phrasen gebietet; sie wissen, daß selbst, wenn ihr Vertreter eklatant abgeführt werden sollte, doch keine unanfechtbare Entscheidung darüber möglich ist, und im schlimmsten Falle ihre ganze Presse seinen Sieg proklamiren wird; sie wissen, daß sie mit solchen Spektakelstücken, ohne irgend nennenswerthe Gefahr zu laufen, auch nur einen Anhänger zu verlieren, Tausenden ihrer erprobten Genossen ein köstliches Gaudium bereiten, sie im rechten Glauben befestigen und stärken, dazu Hunderte von Neugierigen anlocken, denen sonst vielleicht niemals eine sozialdemokratische Broschüre oder Zeitung in die Hände gekommen wäre. In dem vorliegenden Falle war die Sache höchstens insofern etwas komplizirt, als es sich nicht wie üblich um politische oder wirthschaftliche, sondern um religiöse Diskussionen handelte. In religiösen Fragen ist die Taktik der Sozialdemokratie bekanntlich etwas diffizil. Im Prinzip ist die Partei atheïstisch und muß sie atheïstisch sein; das wird zwar von Herrn Todt bestritten, allein seine liebenswürdige Insinuation, daß die braven Sozialdemokraten nur von den schlechten Liberalen die Gottlosigkeit sich äußerlich angewöhnt hätten, beweist nichts, als seine grandiose Unkenntniß in den ersten Elementen des wissenschaftlichen Sozialismus. Die materialistische Geschichtsauffassung, auf welcher sich das ganze System von Marx aufbaut, ist selbstverständlich durch und durch atheïstisch; deshalb war es durchaus konsequent, als 1873 der Mainzer Kongreß der sozialdemokratischen Arbeiterpartei resolvirte, den Mitgliedern sei der Austritt aus der Kirche zu empfehlen, da sie durch Annahme des Parteiprogramms ohnehin mit jedem religiösen Glauben gebrochen hätten, und wenn bald darauf der „Volksstaat“ schrieb: „Entweder es giebt einen Gott, und dann wären wir freilich geleiimt. Oder es giebt keinen Gott, und dann können wir angeben, was wir wollen“, so ist dieser rohe Cynismus nichts Anderes, als die Quintessenz des ganzen Systems. Wenn somit das Prinzip außer aller Frage steht, so liegt es doch etwas anders mit der Taktik. Die klügeren Agitatoren erkannten gar bald, ein wie schweres Hinderniß der religiöse Sinn bei den untern Schichten des Volks einer ganz rückhaltlosen Propaganda bereite, und so gewöhnte man sich vielfach schon seit Lassalle's Tagen daran — dessen Elogen für den Bischof v. Ketteler ja bekannt sind — die Stellung der Sozialdemokratie zu kirchlichen Fragen in einem gewissen Halbdunkel zu lassen. In dem Gothaer Vereinigungsprogramm von 1875 kam man dahin überein, die Religion „für Privatsache“ zu erklären, ein Beschluß, der übrigens das Prinzip doch noch immer insofern wahrte, als der „private“ Charakter der Religion im Zukunftsstaate alle gottesdienstlichen Kulte aus-

schließt. Denn da dieser Staat Grund und Boden, so wie alle gesellschaftlichen Arbeitswerkzeuge in seinem Besitze hat und seine einzelnen Mitglieder eigenthumslos sind, so versteht es sich von selbst, daß er keine Kapellen, Kirchen, Orgeln bauen, Bibeln drucken zc. wird; „privaten“ Neigungen dienstbar zu sein, hat er offenbar weder die Pflicht, noch auch nur das Recht. Jedenfalls gehören religiöse Debatten nicht zu den Lieblingsdiskussionen der sozialdemokratischen Agitatoren, und in den letzten Monaten war es um so weniger der Fall, als Hasselmann im Rheinlande gemeinsam mit mehreren katholisch-sozialen Arbeiterführern die Errichtung eines großen rheinisch-westfälischen Bergarbeiterbundes betrieb, wobei natürlich die atheïstischen Krallen möglichst eingezogen werden mußten. Unter diesen Umständen würde der Zungenkampf mit den staatssozialistischen Geistlichen einem gewiegteren Führer der Berliner Sozialdemokratie vielleicht Sorgen gemacht haben, allein Herr Most, selbst unter seinen Genossen ein unübertrefflich klassisches Muster jener vielberufenen Halbbildung, welche am liebsten an Gott und Unsterblichkeit ihren banausisch-griechischen Größenwahn austobt, stürzte sich mit besonderer Wollust in solche Disputationen.

Die längere Reihe der Versammlungen, in denen sich Hr. Stöcker und Hr. Most nebst ihren beiderseitigen Adjutanten entgegentraten, im Einzelnen aufzuzählen oder gar zu schildern, hat an dieser Stelle keinen Zweck. Eine war wie die andere. Hier ein Redner, der den leichtesten Abhub des leichtesten Atheismus in den denkbar größten Cynismen predigte, dort ein Geistlicher, der in feinen, oft formschönen und immer tief erregenden Worten den Arbeitern ihre elende Lage schilderte und ihnen für den Fall ihrer Bekehrung Wechsel ausstellte, von deren Tragweite er augenscheinlich nicht die leiseste Ahnung hatte, als Schiedsrichter waltend eine brüllende, stampfende, tobende Menge, welche einen so herrlichen Spaß seit langen Jahren nicht erlebt hatte — genug, selten ist das Vereins- und Versammlungsrecht mehr kompromittirt worden. Und doch war alles das nur ein Kinderspiel gegen die Frauen- und Mädchenversammlung, in welcher Most mit dem Missionsprediger Wangemann focht. Schade, daß ihr nicht alle Schwärmer für Weiberemanzipation beiwohnen konnten! Ein grauenhaft-lächerlicheres, ein burlesk-widerlicheres Bild ist nicht denkbar; unwillkürlich fiel dem schauernden Beobachter jenes Wort ein, welches Voltaire einst über seine Landsleute fällte: äffisch halb und halb tigerhaft stellten sich diese Wesen dar, und um so tiefer haftete der Eindruck, je frischer und schöner die einzelnen Gestalten waren, welche mit frechem Schnattern und Wiehern an jene höchsten Fragen rührten, welchen der fromme Sinn des Weibes in gesitteten Völkern sonst nur tiefe Ehrfurcht weihet. Nur zu lange währte der schauerliche Spuk, ehe die wahnstünne Leidenschaft gesättigt war.

Und noch waren es die Sozialdemokraten, welche abbrachen! Sie erklärten, daß sie ihr Prinzip hinreichend gewahrt, ihre Macht fühlbar genug dokumentirt hätten und den Gegnern im Uebrigen ihre unschädliche Agitation nicht weiter verkümmern wollten. Um sie wieder hervorzulocken, ließen die Staatssozialisten durch einen früheren Agitator der Sozialdemokratie einen offenen Brief an Most richten, der ihn unter den schwersten Beleidigungen zum oratorischen Zweikampfe herausforderte, allein Most zog es aus irgend welchen Gründen vor, nicht zu erscheinen, sondern ließ nur die Versammlung sprengen, worauf sich die Staatssozialisten hinter verschlossene Thüren zurückgezogen haben und ihre Konventikel unter sich abhalten.

Vorbeern und Trophäen hat keine der beiden Parteien aus dem Feldzuge davongetragen. Auch von liberaler Seite ist der Muth Stöckers und seiner Kollegen anerkennend hervorgehoben worden; stellt man sich auf diesen Standpunkt, dann sollte man wenigstens auch den Muth der liberalen Männer rühmen, welche namentlich in den sechziger Jahren unter ungleich schwierigeren Verhältnissen — denn damals waren sie oft nicht vor handgreiflichen Brutalitäten sicher — in sozialdemokratischen Versammlungen aufgetreten sind und gesprochen haben. Aber in der That — was bedeutet ein solcher doch immer nur relative Muth, wenn er um einer günstigen, persönlichen Pose willen Interessen der Sache preisgibt, welche er verfechten will? Kann denn irgend Jemand annehmen, daß das Ansehen und die Würde der Kirche durch solche — *sit venia verbo* — Geisteskämpfe gefördert ist? Liegt es nicht vielmehr auf der Hand, daß sie in den Augen der aufrichtigen und einfachen Leute aus dem Volke durch solche prahlerisch-leeren Schaustellungen nur geschädigt wird? Soviel vom Standpunkte der Staatssozialisten selbst; dazu kommt noch die lange Rechnung, welche sie bei diesen Debatten durch die unbedachtsamen und unbefonnenen Konzessionen in wirthschaftlicher Beziehung aufsummirt haben. Was aber die Sozialdemokratie angeht, so hat sich die krasse Leerheit ihres geistigen Wesens in so abschreckender Weise gezeigt, wie selten vorher. Ferner hat die Partei ein schweres Präcedens geschaffen in der religiösen Frage, das ihr in der Folge schmerzliche Nackenschläge versetzen muß und wird. Hasselmann ist es zwar noch mit genauer Noth gelungen, seine Ernte unter Dach und Fach zu bringen; er hat den rheinisch-westfälischen Arbeiterbund glücklich zu Stande gebracht, seine ultramontanen Gehilfen selbstverständlich damit gelohnt, daß er sie sofort hinausdrängte und um gleich den Spott zum Schaden zu fügen, Most nach Barmen kommen lassen, um auch dort seine atheïstischen Lehren zu verkünden. Allein die leitenden Köpfe der Bewegung in Hamburg und Leipzig dürften dem ganzen Unfug mit sehr gemischten Gefühlen zugesehen haben und vielleicht ist auf ihre Initiative die ungewohnte Reserve zurückzu-

führen, welche sich die Berliner Führer zuletzt auferlegten. Wie tief der religiöse Sinn im Volke noch haftet, zeigt der Umstand, daß selbst in Berlin die mit soviel Lärmen und Rumoren eingeleitete Agitation für Austritt aus der Landeskirche kaum nennenswerthe Resultate gehabt hat.

Nicht minder kläglich verlief eine andere Agitation der Partei. Bekanntlich kündete Liebknecht schon vor Monaten in einem Schreiben an ein englisches Toryblatt an, daß große Massenmeetings von Arbeitern stattfinden sollten, um gegen die russenfreundliche Politik des deutschen Reichs zu protestiren, daß seine Fraktion im Reichstage eine Interpellation über die orientalischen Angelegenheiten „erzwingen“ werde. Liebknecht ist der auswärtige Minister der deutschen Sozialdemokratie; allerdings sind nur Preußenhaß und Russophobie die Maßstäbe, mit denen er die Weltpolitik mißt. Beiläufig liegt in seiner zärtlichen Fürsorge für die englischen und türkischen Interessen, in seinem blinden Hass gegen Preußen und Rußland ein reizendes Stück historischer Komik; England ist der ausgeprägteste Bourgeois- und die Türkei der einzige Sklavenstaat auf europäischem Boden; dagegen sah dasselbe Jahrzehnt in Rußland die Aufhebung der Leibeigenschaft und in Deutschland die Verleihung des allgemeinen Stimmrechts. Die sozialdemokratische Agitation gegen die freiwilligen Vasallendienste, welche das deutsche Reich dem russischen Nachbar leisten soll, wurde vom „Vorwärts“, dem offiziellen Parteiblatte, mit der massiven Verleumdung eröffnet, daß zweitausend Soldaten der deutschen Armee nach Rumänien geschickt seien, um zum russischen Heere zu stoßen; die blödsinnige Lüge wurde mit solcher Hartnäckigkeit wiederholt, daß die maßgebende Parteibehörde, das Centralwahlkomité in Hamburg, sich veranlaßt sah, sie aus seinem eigenen gesunden Menschenverstande heraus zu dementiren. Es folgten dann einige Volksversammlungen, welche zwar der Orientpolitik des Reichskanzlers feierliche Mißtrauensvota spendeten, aber keineswegs so imposante Demonstrationen waren, wie in der englischen Presse annoncirt war. So blieben nur noch die Donnerkeile, welche im Reichstage geschleudert werden sollten. Allein auch hier hatte Liebknecht bekanntlich das Nachsehen; er brauchte nichts zu „erzwingen“, was für ihn insofern sehr günstig war, als er wohl nichts „erzwingen“ hätte und nach der bekannten Rede des Reichskanzlers blieb ihm nur noch übrig, seine allgemeine Unzufriedenheit mit dem Weltlaufe des letzten Jahrzehnts kundzugeben, eine Aufgabe, deren er sich mit einem gewissen esprit d'escalier entledigte. Die an sich unbedeutende Episode ist kennzeichnend für die Vaterlandsliebe der deutschen Sozialdemokratie; englische, französische, italienische Sozialisten hätten unter ähnlichen Umständen niemals ähnlich gehandelt.

Einen glücklicheren Treffer zog die Partei mit einer immerhin großartigen

Straßendemonstration in Berlin. Einer ihrer vorzüglichsten Organisatoren, im Uebrigen ein einfacher und unbekannter Arbeiter, August Heinsch, starb eines jähen Todes; noch in jungen Jahren raffte ihn ein Blutsturz dahin, vielleicht, ja wahrscheinlich in Folge der übermäßigen Anstrengungen, denen er sich im Interesse der Partei unterzogen hatte. In solchen Arbeitern, wie diesem in keiner Beziehung irgend hervorragenden Sezer, der persönlich in jeder Beziehung höchst achtbar war, ehrlich und redlich sich von seiner Arbeit und nicht vom Schwagen nährte, aber was ihm an Kraft übrig blieb, ganz und voll an die Sache setzte, welcher er sein Leben gewidmet hatte, liegt jene eigenthümliche Spannkraft, jene rastlose Energie, welche der sozialdemokratischen Propaganda unstreitig eigen ist. Gerade unter den intelligenten und strebsamen Schichten des Arbeiterstandes sind solche Gestalten nicht selten; träten sie mehr in den Vordergrund, so würde man eine anschaulichere und richtigere Vorstellung von der drohenden Gefahr gewinnen, als durch den Schwarm der jetzigen „Führer“, denen gemeiniglich nur eine ungewöhnlich entwickelte Volubilität der Zunge an die Oberfläche geholt hat. Die Partei ehrte die Verdienste des geschiedenen Genossen durch ein feierliches Begräbniß, wie es seit dem Leichenbegängniß der Märzkämpfer vor dreißig und Waldeck's vor acht Jahren in Berlin nicht wieder gesehen worden ist. Vielleicht zwölftausend Männer und tausend Frauen folgten in rangirter Reihe; dazu begleitete eine unabsehbare Menschenmenge den Zug. Es würde thöricht sein, diese Demonstration verkleinern zu wollen, um so thörichter, als augenblicklich vielleicht keine andere Partei in der deutschen Hauptstadt Aehnliches zu inszeniren vermöchte, allein noch weniger angezeigt ist ein bleicher Schrecken, als hätte in dem dumpfen Schritte jener Massen schon die nahende Revolution gegrollt. Bei einiger Geschicklichkeit und Rührigkeit lassen sich in einer industriellen Millionenstadt solche Aufzüge nicht gar zu schwer arrangiren, und wenn es vielleicht heute nur die Sozialdemokratie kann und keine andere Partei, so ist das für sie ein Kompliment und für ihre Gegner ein Tadel, aber es ist noch lange nicht das gefährlichste Symptome der ganzen Bewegung.

Berlin, 20. März 1878.

Franz Mehring.